



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kritiklosigkeit : eine literarische Neujahrsbetrachtung.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Kaiserin Athenais-Eudokia, „Cyprianus und Justina“ betitelt, die Überzeugung zu gewinnen, daß in ihrer Seele die neue Religion besser Wurzel geschlagen als die absterbende alte, die sie in früher Jugend verlassen. Aber nach allem muß man eben hieran zweifeln. Es ist fast unmöglich, sich in die innern Zustände dieser byzantinischen Menschen hineinzudenken. Gregorovius stellt Athenais-Eudokia so dar, daß wir eine uneingestandne, ihr selbst selten zum Bewußtsein kommende Hinneigung zu der Welt ihrer Jugend und ersten Bildung immer voraussetzen müssen. Wenigstens spricht die wunderbare Scene in Antiochien, wo die Kaiserin im Senatspalast die Bürgerschaft versammelt und dort eine poetische Lobrede auf die berühmte Stadt hält, entschieden dafür, daß sie mit allen theologischen Studien in der neuen Welt nie heimisch ward. Jedenfalls sind ihr Leben, soweit es der Biograph aufzuhellen vermag, ihr wunderbares Glück und ihr Ende typisch für eine Zeit großer Umwälzungen, rätselvoller Uebergänge und Neubildungen. In diesem Sinne stellt Gregorovius die athenische Philosophentochter und oströmische Kaiserin dar, und sicher wird sein vortrefflich geschriebenes kleines Buch das Interesse größerer Leserkreise gewinnen.



Kritiklosigkeit.

Eine literarische Neujahrsbetrachtung.



Die Gewohnheit der Neujahrsbetrachtungen gilt für so antiquirt wie die Sitte der Neujahrswünsche. Sie hat auch keinen Sinn, da wo sie auf die Betonung der eignen Vortrefflichkeit und höchstens auf das berühmte „Morgen wieder lufstik!“ weiland Seiner Majestät des Königs Jerome von Westphalen hinausläuft. Wer sich an dreihundert und vierundsechzig Tagen unsträflich findet, wird auch am ersten Januar nicht mit sich zu hadern haben, und umgekehrt liegt ver-zweifelt wenig an frommen Vorsätzen, die nur für die ersten vierundzwanzig Stunden des Jahres gelten sollen. Indes bleibt es doch gewiß, daß nach alter Gewohnheit der Jahresanfang ein verehrliches Publikum für „Rückblicke“ und „Ausblicke“ empfänglich findet, und so fehlen sie auch in der beliebten Form zwangloser Blandereien dem modernen Feuilleton nicht, das sich als eine literarische Macht fühlt oder wenigstens ankündigt.

Ernster gestimmte Naturen haben seit Jahren in unsrer Literatur wie im Publikum die wachsende Kritiklosigkeit beklagt. Wer das Wort nur äußerlich nimmt und sich an die Thatsache hält, daß vielleicht nie zuvor so viel „pikante“, „schneidige“, „vernichtende“ Kritiken geschrieben worden sind als im letzten Jahrzehnt, der mag leicht die Klage für eine jener Phrasen crachten, die in der Presse Cours haben. Die naheliegende Erkenntnis, daß die sämtlichen Kritik,

welche nicht von dem Wunsche und dem Vermögen ausgeht, der Literatur im höhern Sinne zu dienen, welche nicht mit festen, wenns fein muß, strengen, aber sich gleichbleibenden und überall angewandten Maßstäben die literarischen Produktionen prüft, gar keine Kritik ist, kommt wenigen. Die Existenz einer Kritik, welche für wissenschaftliche und literarische Leistungen aller außerhalb einer bestimmten Clique stehenden die höchsten und für die Genossen des eignen Kreises die niedersten Ansprüche stellt, einer Kritik, welche durch ihre Erörterungen und Urteile weder die Wahrheit noch den guten Geschmack fördern, sondern einfach verblüffen, Aufsehen erregen und dem Kritiker als Staffel in seinem Berufe und seiner amtlichen Karriere dienen soll, einer Kritik, bei welcher es sich wesentlich darum handelt, eine Reihe von Vorgängern als „Ignoranten“ oder „Dilettanten“ zu brandmarken oder einfach selbst nur als „verfluchter Kerl“ zu erscheinen, einer Kritik, welche die sämtlichen Geschäfte des politischen Parteikampfes auf das Gebiet der Literatur und der Kunst überträgt, welche die gediegne Schöpfung pöbelhaft beschimpft, wenn sie vom Fraktionsgegner stammt, und das verächtliche Machwerk angreift, wenn es aus dem Ringe der Gesinnungsgenossen kommt — bessert am Übel der Kritiklosigkeit wahrlich nichts, sondern vermehrt dasselbe. Es wäre unermesslich viel gewonnen, wenn erst einmal die Verwechslung dieser beiden kurz charakterisirten Kritik mit derjenigen aufhörte, der es noch wahrhaft Ernst um die Dinge, um die Prinzipien (wohlgemerkt um die ästhetischen und literarischen), um die Ehre und Würde der Literatur zu thun ist. Und es würde noch viel mehr gewonnen sein, wenn innerhalb des gebildeten Publikums, dem es doch an Selbstachtung nicht gebricht, zunächst so viel Besinnung erwachen wollte, um sich Wahrheiten an solchen Stellen zu verbitten, wo sie einfach Unwahrheiten, freche, gröbliche Unwahrheiten sind.

Da läuft zum Exempel durch eine ganze Reihe von Zeitungen ein Aufsatz: „Die Toten des Jahres 1881,“ der in kurzer Uebersicht darüber belehrt, welche Verluste Wissenschaft, Literatur und Kunst im Verlaufe des verflossenen Jahres erlitten haben. Die Namen werden aufgezählt und kurze Charakteristiken hinzugefügt. Unter den namhaften Toten, welche die deutsche Literatur zu verzeichnen hat, steht der kosmopolitische Nachtwächter von einst, Franz Dingelstedt obenan. Nachdem von ihm gerühmt worden, „daß er einer jener Dichter gewesen, welche mit Eifer und Erfolg für die Sache der Freiheit gegen die philisterhafte Alltäglichkeit eintraten,“ wird mit katonischer Strenge hinzugefügt: „Als Schriftsteller anregend, fesselnd und immer geistreich, fehlte ihm doch die sittliche Würde, welche allein dauernde und große Erfolge zu erzielen vermag.“ Man traut seinen Augen nicht, wenn man dergleichen in Feuilletons liest, in denen für gewöhnlich doch jene „zeitgemäße“ Literatur gepflegt wird, deren letzte Eigenschaft sittliche Würde ist. Wir haben keinen Beruf, den verstorbenen Hofburgtheaterdirektor und Dichter um seiner Grundtendenzen willen hoch zu preisen. Wo der Maßstab aus den großen Tagen unsrer Literatur oder auch nur der,

den man von Platen, Uhland und Rückert entnimmt, noch Geltung hat, da darf das herbe Urteil vom Mangel der sittlichen Würde stehen. Aber wo man die Schauspiele des Herrn Hugo Burger als geistvolle Spiegelbilder modernen Lebens und Empfindens bewundert, wo man das „Herrenrecht“ und die „Verliebten Wagnerianer“ Spizers als Blüten der modernsten Novellistik feiert, wo die „pikanten“ Feuilletons in Ansehen stehen und Herr Arnold Wellmer für einen um die historische Wahrheit verdienten Memoirenschriftsteller gilt, da sollte man doch billigerweise über Franz Dingelstedt nicht so zu Gericht sitzen. Diese Erhabenheit ist einfach kritiklos, und kritiklos ist auch vom Publikum, dergleichen ernsthaft hinzunehmen und sich wohl gar einzubilden, daß da wieder einmal ein „treffendes Wort“ gesagt worden sei.

Die Kritiklosigkeit wird durch tausend moderne Angewohnheiten gefördert, unter denen diejenige die schlimmste ist, die Literatur jeden Tag „neu“ anheben zu lassen. Es war gewiß ein unerfreulicher und dabei durch und durch falscher Gedanke des seligen Gerwinus, der deutschen Literatur mit dem Jahre 1832 das Recht zur Weiterentwicklung abzusprechen. Aber der Wahrheit, daß nur gewisse Zeiten den produktiven Geist rein fördern und in glorreiche Bahnen drängen, daß ohne einen großen idealen Zug innerhalb der Gesellschaft keine höchsten Kunstwerke entstehen können, stand der Litterarhistoriker mit aller Morosität doch näher als die Verkünder der Modernität, nach denen es genügt, poetische Illustrationen zu irgend einer Modephilosophie zu liefern oder sich mit einer kleinen Originalität (Spezialität) endlos zu wiederholen, um als Bahnbrecher einer „neuesten“ Litteratürära gepriesen zu werden. Zur Zeit ist das Bahnbrechen an den „pessimistischen“ Lyrikern und Didaktikern, von denen in ähnlicher Weise eine Umwälzung der gesamten geistigen und sittlichen Grundlagen unserer Dichtung ausgehen soll, wie dies anfangs der vierziger Jahre von den politischen Lyrikern verkündet wurde. Da man, wenn man sich auch sonst um die ganze Geschichte unserer Literatur nicht kümmern will, doch wenigstens wissen könnte, daß die damalige Herrlichkeit ausgegangen ist wie das Hornberger Schießen, so ist es doch baare Kritiklosigkeit, immer wieder im höchsten Tone von Erscheinungen und Bestrebungen zu orakeln, von denen mindestens erst abgewartet werden muß, ob sie entwicklungsfähig im höhern Wortsinne sind.

Kritiklosigkeit, und zwar Kritiklosigkeit der unbegreiflichsten Art giebt sich aber, wie in der Überschätzung kleiner und nichtiger Richtungen, auch in der gänzlichen Nichtbeachtung großer und wichtiger Wandlungen in den geistigen Zuständen kund. Das Anwachsen einer spezifisch katholischen und zwar im äußersten Sinne katholischen Literatur, ein Anwachsen, welches bereits seit vielen Jahrzehnten ersichtlich ist, kommt der herrschenden Feuilletonkritik höchstens dann einmal zum Bewußtsein, wenn es sich um eine witzige Feuilletonnotiz, eine Burleske handelt. Von der Stärke und Bedeutung und von den möglichen Einwirkungen der riesig anschwellenden ultramontanen Belletristik nimmt man an

Stellen kaum Notiz, wo man doch glaubt, das literarische Leben der Nation in seiner ganzen Ausbreitung und Erscheinungsfülle zu übersehen. Man hat sich mit wichtigeren Strömungen als mit der „Nachromantik“ zu beschäftigen und ahnt gar nicht, daß diese Nachromantik ihrerseits inzwischen verzweifelt realistisch geworden ist und, wie ein Blick in Sansens „Deutsche Geschichte“ belehren kann, sehr methodisch vorgeht.

Auf gut Glück haben wir ein paar Beispiele herausgegriffen. Daß sich dieselben stark vervielfältigen ließen, ist keinem wirklichen Freunde der deutschen Literatur verborgen. Die Zahl dieser Freunde wird als unablässig abnehmend betrachtet. Wenn sie es ist, so trägt daran die herrschende Kritiklosigkeit, und hier meinen wir die des Publikums selbst so gut als die der Zeitungen, einen Teil der Schuld. Der Fall ist wohl denkbar, daß ganze Gruppen wirklicher Leser, empfänglicher Naturen nach und nach zurückgeschreckt worden sind, da ihnen fort und fort wahllos die mittelmäßigsten und niedrigsten Produkte als wunder was für Leistungen aufgeredet wurden und noch werden. Man braucht nur die Reclame zu betrachten, welche für einzelne Werke (auch für wirklich gute Schöpfungen, die es nicht nötig hätten, wenigstens nicht haben sollten!) in Scene gesetzt wird, um zu wissen, daß das gebildete Publikum bis zur Stunde völlig passiv einem Treiben gegenübersteht, welches darauf berechnet ist, jedes eigentliche Urteil mit der Zeit auszuschließen. Diese nicht tief unter der äußerlich sichtbaren Flut der Tageskritik, der Tagesstimmung und des Tageserfolgs eine unsichtbare, aber starke Strömung privaten Urteils, von Mund zu Munde vermittelter Kritik, so wäre der gegenwärtige Zustand unserer Literatur jedenfalls noch weit heilloser, als er es ist. Das Beste, was man der deutschen Literatur wünschen kann, bleibt, daß dies private Urteil gebildeter und noch wahrhaften Anteil nehmender Minoritäten wiederum zum öffentlichen Ausdruck komme und der Anarchie der Kritiklosigkeit in doppeltem Sinne, nach oben und unten, entgegenetrete. Nach oben, indem es sich gegen die kritiklose Scheinkritik erhebt, deren Zweck einfach die persönliche Verherrlichung des Kritikers ist und deren letztes Ziel der Krieg aller gegen alle und die gegenseitige Zerfleischung sein würde, wie sie ja auf ein paar wissenschaftlichen Gebieten schon seit längerer Zeit trefflich im Gange ist. Nach unten, indem sich die thatsächlich noch vorhandne Bildung kräftig gegen die Herrschaft der hohlen phrasenhaften Reclame der Literaturvertretung durch Leute erhebt, deren ganze Literaturkenntniß nicht über gestern zurück und über das Weichbild von einem halben Duzend Zeitungen hinausreicht, indem man anfängt, die Consequenz und Zuverlässigkeit bestimmter Wortführer aufs schärfste ins Auge zu fassen. Publikum und Produktion würden sich gleichmäßig gut dabei stehen, wenn das Zeitalter der literarischen Kritiklosigkeit seinem Ende zuneigte. Gewisse Anzeichen lassen es hoffen!